

John Vermeulen  
*Der Maler  
des Verborgenen*

*Roman über  
Leonardo da Vinci*

*Aus dem Niederländischen  
übersetzt und überarbeitet  
von Hanni Ehlers*

Diogenes

Titel der 2009 im  
Verlag Kramat, Westerlo,  
erschieneenen Originalausgabe:  
›Het genie in de rattenval. Roman over  
het leven en werk van Leonardo da Vinci‹  
Copyright © 2009 by John Vermeulen  
Umschlagillustration: Leonardo da Vinci,  
›Madonna Litta‹, um 1490 (Ausschnitt)  
Copyright © Artothek

All rights reserved  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2011  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
80/11/36/1  
ISBN 978 3 257 06780 4

## *Vorwort*

**B**is zum heutigen Tag forschen Kunstexperten und solche, die sich dafür halten, ja sogar ernsthafte Historiker nach verborgenen Bedeutungen im Werk Leonardo da Vincis, und Romanautoren machen gerne von diesem geheimnisumwitterten Stoff Gebrauch. Nicht von ungefähr hat jüngst der »Da Vinci Code« einen gewaltigen Kassenerfolg erzielt.

Natürlich war Leonardo nicht irgendwer. Man kann ihn zweifellos nicht nur als Künstler, sondern auch – oder vielleicht sogar vor allem – als Wissenschaftler und Techniker genial nennen. Lebte er heute, hätte er wahrscheinlich den Stellenwert eines Einstein oder eines Hawking. Viele seiner erstaunlichen Erfindungen waren ihrer Zeit voraus und ließen sich nur deshalb nicht verwirklichen, weil das technische Umfeld im ausgehenden fünfzehnten und beginnenden sechzehnten Jahrhundert bei weitem noch nicht reif dafür war. Eine besondere Obsession Leonardos war zum Beispiel die Kunst des Fliegens. Er entwarf die verschiedensten »Flugmaschinen« bis hin zu einem Helikopter und soll sogar einige davon gebaut haben. Ob er je eine tatsächlich ausprobiert hat, ist unter Historikern freilich strittig. Manche halten es für denkbar – Leonardo soll damit einen Berg hinuntergesegelt sein –, andere tun es als frei erfunden ab.

Weil er sich darüber im Klaren war, dass man mit so einem Flugkörper durchaus eine Bruchlandung machen konnte, tüftelte Leonardo auch eine Art Fallschirm aus. Man hat ihn unlängst nachgebaut und ausprobiert, und er funktionierte tatsächlich. Ferner scheint Leonardo so etwas wie einen automatischen Menschen entwickelt zu haben, den allerersten Roboter der Geschichte. Für das Theater konzipierte er raffinierte bewegliche Kulissen. Er entwarf Brücken und Schleusen und Pumpen, wie sie zum Beispiel noch heute rund um Antwerpen dazu dienen, die E17 trocken zu legen. Einen Panzerwagen hat er sich ausgedacht und eine Metalllegierung für Achslager, die das Schmieren überflüssig machte.

Revolutionäre Erfindungen zuhauf, und als wäre das nicht schon genug, war Leonardo, ohne je eine dahingehende Ausbildung gemacht zu haben, Mathematiker und Anatom. Aufgrund seiner Leichensektionen barg der menschliche Körper für ihn wahrscheinlich weniger Geheimnisse als für so manchen Mediziner seiner Zeit.

Das faszinierendste künstlerische Werk Leonardo da Vincis dürfte nach wie vor seine *Mona Lisa* sein, von ihm selbst wohl seinerzeit *La Gioconda* tituliert. Über die Identität dieser Lisa und ihr rätselhaftes Lächeln haben sich schon unzählige seriöse und weniger seriöse Experten den Kopf zerbrochen. Im vorliegenden Buch werden Sie nun endlich mehr darüber erfahren, denn die Diskussionen und Kontroversen in der Welt der »Spezialisten« kommen dem Romanschreiber, der sich die interessantesten Möglichkeiten herauspicken kann, natürlich sehr gelegen.

Wie in allen meinen historischen Romanen ist es mir je-

doch vor allem darum gegangen, das Wesen des Menschen Leonardo da Vinci zu ergründen, mir vorzustellen, wie er war und wie er redete und agierte, wie er zu seiner Zeit, in der das sicherlich nicht leicht war, mit seiner Homosexualität umging und auch mit seiner Einsamkeit, nachdem er als uneheliches Kind von seiner Mutter verstoßen worden war. Ich habe mir ausgemalt, wie wohl sein Umgang mit seinen weiblichen Modellen ausgesehen hat, zumal er ja ein sehr attraktiver Mann gewesen sein soll, und wie es bei seinen Aufenthalten an verschiedenen Herrscherhöfen zugegangen sein könnte.

Bei alledem habe ich natürlich immer die bekannten Daten und Fakten berücksichtigt, denn wie Leonardo da Vinci gesagt haben könnte: Auch die schlichte Wahrheit muss nicht langweilig sein.

John Vermeulen, Mai 2009

**G**edenkst du eigentlich wieder eine eigene *bottega* aufzumachen?«

»Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht ...«

Leonardo saß mit einem Humpen Bier in der Hand auf einem Hocker im Büro von Lorenzo di Credi. Er starrte abwesend durch das staubige Fenster in die Werkstatt, wo Gesellen und Lehrlinge ihren üblichen Tätigkeiten nachgingen.

»Du weißt, dass du jederzeit hier bei uns arbeiten kannst. Wir finden schon ein Fleckchen für dich.«

»Vielen Dank.«

Di Credi forschte in Leonardos Gesicht. »Malst du überhaupt noch?«

Leonardo blieb ihm zunächst eine Antwort schuldig. Seine Gedanken taten einen kleinen Sprung zu Salaì, der wieder nach Mailand, in das Haus mit dem Weinberg, gezogen war. Er hatte ihn dort auch schon besucht, doch Salaì hatte sich sehr verändert. Das Einzige, worüber sie noch hatten reden können, war Mathurina gewesen. Seine alte Haushälterin hatte noch rund ein Jahr für Salaì gearbeitet, nachdem er sie wiedergefunden hatte, und war dann ganz plötzlich an etwas gestorben, was nach einer normalen Erkältung ausgesehen hatte.

Als ihm bewusst wurde, dass di Credi noch auf eine Ant-

wort wartete, sagte er: »Einen Auftrag habe ich jedenfalls. Von einem gewissen Francesco di Bartolomeo del Giocondo. Er möchte ein Porträt seiner Frau.«

»Interessant. Giocondo ist kein schlechter Auftraggeber.«

»Ein Kaufmann«, erwiderte Leonardo gleichgültig. »Seide und Tuch, wenn ich mich nicht irre. Wie so viele.«

»Und recht vermögend. Er hat auch mehrfach wichtige Ämter in der Signoria bekleidet. Hast du den Auftrag schon angenommen?«

Leonardo schüttelte den Kopf. »Ich habe diese Frau noch gar nicht gesehen.«

»Was tut denn das zur Sache?«

»Ich möchte die Zeit, die mir noch bleibt, nicht damit vergeuden, dass ich jemanden male, der mich unberührt lässt.«

»Die Zeit, die dir noch bleibt?«, fragte di Credi beunruhigt.

»Mein linker Arm macht mir Beschwerden, ich weiß nicht, was damit ist.« Leonardo verzog das Gesicht. »Vielleicht sollte ich ihn einmal aufmachen, um zu sehen, ob etwas entzwei ist.«

»Ich bitte dich!«, rief di Credi entsetzt.

Leonardo starrte erneut durch das Fenster in die Werkstatt. Vielleicht *kann* ich bald nicht mehr malen, dachte er schwermütig.

»Es könnte ja auch sein, dass deinem Arm die Arbeit mit dem Pinsel fehlt!«

»Ach, mir fehlt so manches, aber das Malen gehört, glaube ich, nicht dazu.«

»Was fehlt dir denn?«

»Meine Jugend«, antwortete Leonardo nach kurzem Überlegen abwesend.

Eine Woche darauf kam Giocondo in die Werkstatt, um seine Frau vorzustellen. Leonardo war in der Zwischenzeit wie üblich in der Stadt umhergestreift oder hatte Ausflüge in die unmittelbare Umgebung gemacht, manchmal zu Fuß, manchmal zu Pferd. Als suche er nach etwas, ohne zu wissen, wonach.

»Ich verstehe das alles nicht«, beklagte sich Giocondo leicht ungehalten bei di Credi. »Ich bitte um ein Porträt meiner Frau, mehr nicht, und Meister da Vinci stellt die seltsamsten Bedingungen. Ich hätte mir ja einen anderen Maler gesucht, wenn nicht ...« Er verstummte, als Leonardo in die Werkstatt trat.

»Wenn nicht Meister da Vinci die Kunst des Porträtierens beherrschte wie kein anderer«, ergänzte di Credi mit einem etwas gequälten Lächeln. »Der Meister verlangt seinen Auftraggebern manchmal viel Geduld ab, aber dafür werden sie auch reich belohnt.«

Leonardo ignorierte Giocondo und blickte stumm auf dessen Frau. Sie stand stocksteif und mit gesenktem Kopf da und umklammerte den rechten Ellbogen ihres Gatten, als müsse sie Halt suchen. Nach der herrschenden Mode war sie sehr dunkel gekleidet, als sei sie in Trauer. Ihr schwarzes Haar, das dünn bis auf die Schultern fiel, unterstrich diesen Eindruck, und auch ihre Augen waren dunkel, wie Leonardo sah, als sie den Blick hob. Eine elegante Frau, wie sollte man es von einem Händler in Seide und Tuch auch anders erwarten, dachte er gallig. Ihn wunderte nur, dass die



Dame so verkrampft war, wo ihr Gesichtsausdruck doch zu sagen schien, dass sie das alles hier nicht sonderlich interessierte.

Leonardo nahm seine Brille ab und putzte die Gläser mit einem feinen Tüchlein, das er eigens dafür immer bei sich trug. Er deutete mit der Brille auf das nach Norden hinausgehende Fenster. »Würden Sie mir den Gefallen tun und sich einmal dort ins Licht stellen, Madonna Giocondo?«

Sie ließ den Arm ihres Gatten los und tat, worum Leonardo sie gebeten hatte, während dieser seine Brille wieder aufsetzte und die Dame aus einigen Schritten Entfernung nachdenklich betrachtete. »Würden Sie bitte einmal die Hände übereinanderlegen, etwa in Höhe der Taille?«

Keine schönen Hände, stellte er fest. Zu breit, zu kurze Finger. Aber das ließ sich korrigieren. Er dachte an die prachtvollen Hände der Marchesa d'Este. Ein größeres Problem war Lisas nichtssagender Gesichtsausdruck.

»Ich werde noch mehr Zeit benötigen, um Ihre Gemahlin zu studieren«, sagte er zu Giocondo.

»Das verstehe ich nicht«, entgegnete dieser. »Wozu ist es so wichtig, dass Sie ...«

»Wenn Sie ein Bild von einer Maske möchten, bitte. Es gibt noch andere Meister.«

Giocondo nickte erbost. »Ich denke, ich habe verstanden. Noch einen guten Tag, Meister di Credi.« Er fasste Lisa beim Arm und zog sie mit hinaus, ohne Leonardo noch eines Blickes zu würdigen.

»Du warst einmal lebenswürdiger«, sagte di Credi, als die beiden fort waren.

»Nicht jeder verdient meine Lebenswürdigkeit.«

»Du kennst Giocondo doch gar nicht.«

»Leute, die immer die Nase oben haben, als sei nur Abschaum um sie herum, können mir gestohlen bleiben!«

»Und die arme Lisa gefällt dir auch nicht.«

»Hm ...« Darüber war sich Leonardo noch nicht ganz im Klaren. »Entweder besitzt sie keine Persönlichkeit, oder sie versteckt sie gut. Angesichts der Aufgeblasenheit ihres Gatten bin ich geneigt, von Letzterem auszugehen.«

»Findest du sie attraktiv?«

»Rein äußerlich nicht, aber wahre Schönheit schlummert unter der Haut. Manchmal lohnt sich die Mühe, danach zu suchen.«

»Die Chance dürftest du vertan haben.«

Leonardo schmunzelte. »Reiche Leute wollen immer nur das Beste. Giocondo wird schon wiederkommen.«

»Früher warst du nicht nur lebenswürdiger, sondern auch bescheidener.«

Leonardo nickte. »Das habe ich mir mühsam abgewöhnt.«

Giocondo betrat die Werkstatt vorerst nicht mehr, aber er brachte Lisa bis vor die Tür.

»Sag ihr, ich bin nicht da und du weißt nicht, wann ich wieder zurück sein werde«, sagte Leonardo zu di Credi, als dieser ihm seinen Besuch meldete. Leonardo hatte sich vorläufig in einem Zimmer eingerichtet, das frei geworden war, weil di Credi einen Gesellen hinausgeworfen hatte. Hier saß er und schrieb.

Di Credi seufzte. »Muss denn das sein?«

»Ihr werter Gatte scheint es für selbstverständlich zu hal-

ten, dass ich hier sitze und auf ihn warte. Nun, dem ist nicht so.«

Der nächste Besuch Lisas wurde zwei Tage im Voraus von einem Kurier angekündigt.

»Ist es jetzt genehm?«, fragte di Credi ironisch.

Leonardo nickte. »Seide und Tuch, nicht? Na gut, dann werde ich sie empfangen, denn ich kann ein paar neue Kleider gebrauchen, um dem Expansionsdrang meines Körpers zu entsprechen.«

Lisa überraschte ihn mit einem breiten Lächeln, als er sie nun zum zweiten Mal sah. Ohne ihren Gemahl schien sie eine ganz andere Frau zu sein.

»Sie haben Francesco ziemlich aufgebracht«, sagte sie, als Leonardo sie an seinen Arbeitsplatz geführt hatte.

»Das ist gut.« Er bot ihr einen Stuhl an. »Ich habe schon zu viel erlebt, als dass ich noch nach der Pfeife eines ...« Er unterbrach sich. »Verzeihen Sie. Das hat nichts mit Ihnen zu tun. Und ich habe nicht das Recht, in Ihrem Beisein Ihren Gemahl ...« Er verstummte erneut, als er sie Platz nehmen und mit wenig graziösen Bewegungen auf dem Stuhl herumrutschen sah, bis sie eine bequeme Haltung gefunden hatte. Es war ein wolkenverhangener Tag, und das diffuse Licht, das durch das Fenster hereinfiel, verlieh ihren Zügen etwas Geheimnisvolles, das er zuvor nicht wahrgenommen hatte. Nur für einen Moment, dann veränderte sie ihre Position, und dieses mysteriöse Etwas war wieder verschwunden.

Es ist eine Frage des Lichts, wurde ihm klar. Er musste sie an solchen wolkenreichen Tagen porträtieren oder bei Dämmerung.

»Es tut Francesco nur gut, wenn er hin und wieder einmal in seine Schranken gewiesen wird«, sagte Lisa del Giocondo. »Er scheint bisweilen zu denken, ganz Florenz müsse vor ihm buckeln. Seine Ämter bei der Signoria sind ihm etwas zu Kopf gestiegen.« Sie sah Leonardo an. »Ich hörte, dass es eine große Ehre ist, von Ihnen porträtiert zu werden.«

»Und eine Qual.«

»Oh, ich kann gut stillsitzen, stundenlang, wenn es sein muss. Ich habe ohnehin nicht viel zu tun.«

»Sie haben aber doch Kinder, soweit ich weiß?«

»Zwei Söhne, aber für sie haben wir eine Amme. Wir hätten auch noch eine Tochter haben können, doch sie wurde tot geboren.«

»Das tut mir leid.« Leonardo griff zu Lineal und Zirkel, um Konturen und Proportionen von Lisas Kopf und Gesicht zu vermessen. Als er sich zu ihr beugte, nahm er einen leichten Honiggeruch wahr.

»Darf ich fragen, wozu Sie das machen?«

»Proportionen sind außerordentlich wichtig. Die Ihren sind nahezu ideal, wenn ich das sagen darf.«

»Ich bin für alle Komplimente offen, Meister da Vinci. Meinen Sie, dass es Ihnen gefallen würde, mich zu malen?«

Leonardo nickte langsam und nachdenklich. »Ich sah vorhin etwas in Ihren Zügen ...« Er trat zwei, drei Schritte zurück. »Würden Sie Ihren Kopf bitte ein wenig nach rechts drehen, vom Fenster weg?«

Lisa tat, um was er sie gebeten hatte. Doch dieser Hauch des Mysteriösen kehrte nicht wieder. Hatte er ihn sich womöglich nur eingebildet? Er musste plötzlich an seinen alten

Lehrmeister Verrocchio denken. Der hatte ihm mehr als nur einmal eingeschärft, dass das Gesicht nur ein Schleier sei und der wahre Meister sich dadurch auszeichne, dass er wiedergeben könne, was sich unter diesem Schleier verbarg. Er selbst nannte diesen Schleier immer eine Maske.

»Ich werde demnächst einen Karton mit Ihren Zügen anfertigen. Danach muss ich noch einige Studien machen, die etwas Zeit in Anspruch nehmen können. Werden Sie also bitte nicht ungeduldig, wenn Sie – beziehungsweise Ihr werter Gemahl – länger, als Ihnen lieb ist, nichts von mir hören.«

Lisa erhob sich. »Meine Neugierde ist jedenfalls geweckt. Mein Mann versteht etwas von Kunst. Wenn er sich also von Ihnen brüskieren lässt, muss er Ihren künstlerischen Wert schon sehr hoch veranschlagen.«

Meinen Wert, dachte Leonardo. Lisa benutzte bewusst oder unbewusst genau das richtige Wort. Giocondo war in erster Linie Geschäftsmann und wusste, was die Werke von Meistern mit der nötigen Berühmtheit wert waren. Genauso wie Isabella d'Este, deren Porträt nach wie vor zwischen anderen unvollendeten Arbeiten stand.

»Soll ich jemanden rufen, der Sie nach Hause bringt?«

Lisa schüttelte den Kopf. »Es ist nicht weit, und ich möchte ohnehin noch auf den Markt gehen.« Sie bedeckte ihr Haar mit dem modischen schwarzen Schleier, den sie bei ihrem Kommen abgelegt hatte. »Wenn Sie mich brauchen, schicken Sie einen Kurier«, sagte sie noch, bevor sie ging.

Leonardo schaute ihr grübelnd nach, als sie sich gemächlich entfernte, bis sie zwischen anderen Passanten verschwunden war.

»Und?«, fragte di Credi gespannt. Er hatte sich hinter Leonardo gestellt und schaute mit ihm nach draußen.

»Ich will ein paar Dinge ausprobieren.«

Weitere Erläuterungen gab Leonardo nicht, zumal er sich selbst noch nicht im Klaren war. Lisa del Giocondo hatte etwas, das war ihm jetzt aufgegangen. Aber er wusste noch nicht, was dieses Etwas war.

In den nächsten Tagen und Wochen befasste sich Leonardo mit der Zusammenstellung eines Kartons für das Porträt. Zusammenstellung war wirklich das zutreffende Wort, denn er baute verschiedene Bildelemente ein, die er seit längerem vor Augen hatte. Die Hände von Isabella d'Este zum Beispiel und die majestätische Bergkulisse des Arnotals bei Buriano, die er auf einer seiner Reisen im Dienste Cesare Borgias bewundert hatte. Lisa del Giocondo deutete er zunächst nicht mehr als umrisshaft an, natürlich unter Berücksichtigung der schon gemessenen Proportionen. Nebenher machte er indes unzählige Skizzen von ihrem Mund in dem Versuch, diesen ganz eigenen Ausdruck von ihr wiederzugeben, diesen Anflug eines rätselhaften Lächelns, das er nur ganz kurz gesehen hatte und das ihn seither nicht mehr losließ. Noch nie in seinem Leben hatte er so viel Papier vergeudet, weil er gleichsam einen Schemen einzufangen versuchte. Immerhin erkannte er, warum ihm das nicht gelingen wollte. Er hatte nur das äußere Bild gesehen, ohne zu wissen, welche Bedeutung sich dahinter verbarg. Was er zeichnete, war der Schleier, nicht die Wahrheit. Und das genügte ihm nicht.

Also schickte er einen Kurier zu Lisa del Giocondo, damit sie ihm ein weiteres Mal Modell saß. Der Kurier kehrte alsbald mit der überraschenden Botschaft zurück, dass die

Dame ihn nicht in der Werkstatt, sondern auf dem Ponte Vecchio zu treffen wünsche.

Sie erwartete ihn in der Mitte der Brücke, wo sie selbstversunken auf den Arno hinunterschaute.

»Ich brauchte frische Luft«, erklärte sie, als sie Leonardo bemerkte. »Das überkommt mich manchmal ohne ersichtlichen Grund.«

Er nickte. »Ich nehme dann meistens mein Pferd und reite in den Wald hinaus.«

»Francesco sieht es gar nicht gern, dass ich allein das Haus verlasse. Wenn es nach ihm ginge, müsste immer eine Anstandsdame dabei sein. Aber im Moment ist er nicht da, er musste geschäftlich nach London.« Sie sah Leonardo kurz an. »Darf ich Sie beim Vornamen nennen? Oder wäre das allzu anmaßend?«

Er nickte abwesend, den Blick auf ihre Lippen gerichtet. Ein ganz normaler Mund, fand er. Weder groß noch klein, die Winkel leicht erhaben, keine Grübchen zu den Seiten.

»Nennen Sie mich doch bitte Lisa, aber nicht, wenn Francesco dabei ist. Er legt großen Wert auf Förmlichkeiten.«

»Selbst bei einem Künstler? Es soll doch fürwahr Menschen geben, die glauben, er stehle ihnen die Seele, wenn er ihr Bildnis zeichne oder male.«

»Das klingt nach den Heiden in dem neuen Land, das dieser Seefahrer im Westen entdeckt hat.« Lisa starrte wieder ins Wasser. »Rote Menschen sollen das sein, die gar nicht wissen, wer Gott ist. Es heißt, dass sie auch gar keine Seele haben und somit keine wirklichen Menschen sind. Die perfekten Sklaven! Was man wohl noch alles entdecken wird?

Zuerst schwarze und gelbe, jetzt rote und bald womöglich grüne Menschen?»

»Farbige sind leichter zu malen. Die perfekte Wiedergabe weißer Haut ist problematisch.«

»Denkst du an nichts anderes als ans Malen?»

Leonardo sah Lisa nachdenklich an. »Es wird dich vielleicht erstaunen, aber ich denke nur noch selten an die Malerei, obwohl sie meiner Meinung nach die vollkommenste Ausdrucksform der Kunst ist.«

»Ach. Und was ist mit der Bildhauerei? Eine Skulptur kann man immerhin von allen Seiten bewundern!«

»Eine Skulptur aus Stein oder Marmor hat ihre Grenzen, Lisa. Hammer und Meißel sind im Vergleich zu Pinsel und Farbe doch recht grobe Werkzeuge. Wenngleich es ein oder zwei Künstler gibt, die Wunder damit vollbringen können.«

Lisa zuckte die Achseln. »Wenn du es sagst. Ich kenne mich darin nicht aus.«

Rücklings ans Brückengeländer gelehnt, studierte Leonardo Lisas Profil. »Wolltest du eigentlich selbst gern porträtiert werden?»

Sie sah ihn verwundert an. »Möchte das nicht jeder? Oder ist das eine Frage der Eitelkeit?»

»Eitel sind wir alle, die einen mehr, die anderen weniger. Sonst hätte nicht ein jeder von uns Spiegel im Haus.«

»Gilt das also auch für Männer?»

Leonardo schmunzelte. »Das gilt für sämtliche männlichen Wesen. Man denke nur an die Pfauen, die mit ihrem Rad prunken, die Hähne mit ihrem Kamm, die Löwen mit ihrer Mähne, die Hirsche mit ihrem Geweih.«



»Und die Weibchen sind so dumm, sich von solcher Prah-  
lerei blenden zu lassen.«

Leonardo drehte sich um und starrte seinerseits auf den  
Fluss hinunter. »Jugend und gutes Aussehen, ja, darüber  
verfügte ich auch einst ...«

»Wir werden alle irgendwann alt und hässlich, Leonardo.«

»Ist es das, was ich jetzt bin, alt und hässlich?«

Hastig erwiderte Lisa: »Das habe ich nicht gemeint.«

Leonardos Gedanken wanderten unweigerlich zu Michel-  
angelo, Michelangelo mit seiner krankhaften Begeisterung  
für alles Junge und Schöne. Er machte eine müde Handbe-  
wegung. »Reden wir lieber von etwas anderem.«

Unvermittelt fragte er: »Was ist dein Geheimnis, Lisa?«

Sie suchte seinen Blick, war aber allem Anschein nach gar  
nicht überrascht. »Wie meinst du das?«

»Ich habe schon Hunderte Male versucht, dein Lächeln  
einzufangen, aber es ist mir bisher nicht gelungen.«

»Mein Lächeln? Was ist so Besonderes daran?«

»Wenn ich das wüsste, könnte ich es wohl auch zeichnen.«

»Wolltest du mich deshalb sehen?«

»Ich werde dich noch häufiger sehen müssen.«

»*Müssen*? Das klingt ja, als grauste dir davor.«

Leonardo musste schmunzeln. »Du bist nicht auf den  
Mund gefallen, Lisa.«

»Ach, in einem Handelshaus bekommt man einiges zu  
hören. Das schult. Aber Francesco hält nicht viel von mün-  
digen Frauen. Ich vermute, sie sind ihm nicht geheuer.«

Sie folgte dem Blick Leonardos, der selbstvergessen einer  
jagenden Seeschwalbe über dem Wasser nachschaute. »Hast  
du eine Frau, Leonardo?«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Keine Frau, keine Kinder, keine Familie, nichts.«

»Bedauerst du das?«

»Manchmal schon, meistens nicht.«

»Ach, du brauchst auch keine Angehörigen, du wirst durch deine Werke in Erinnerung bleiben.«

»Vielleicht, eine Zeitlang ...«

»Francesco sagt, du hast schon einiges für die Ewigkeit geschaffen.«

»Für die Ewigkeit? Das ist doch Humbug! Wir sind nicht einmal imstande, den Begriff ›Ewigkeit‹ zu definieren. Weil die Ewigkeit für uns genauso unfassbar ist wie das Nichts oder das Universum. Und somit sind diese Begriffe Humbug. Ich habe im Buch eines Philosophen gelesen, dass wir uns nur solche Dinge vorstellen oder ausdenken können, die in der Natur möglich sind, weil wir selbst Teil dieser Natur sind. Ergo kann es das, was wir uns nicht vorstellen können, auch nicht geben. Wie eben die Ewigkeit.« Oder der Himmel oder die Hölle oder ein Gott, dachte Leonardo. Aber das sagte er lieber nicht laut, solange er Lisa nicht gut genug kannte.

Zögernd sagte sie: »Ich fürchte, das verstehe ich nicht ganz.«

Er winkte ab. »Ich vielfach auch nicht. Die Beschränktheit unseres Hirns ist wirklich erschreckend.«

»Redest du mit all deinen Modellen so?«

»Mit den meisten nicht.«

»Dürfte ich mir einmal bisherige Porträts von dir anschauen?«

»Die, die ich noch bei mir habe, sind unvollendet.«

»Also nicht«, konstatierte Lisa seufzend.

Leonardo blickte um sich herum, als suchte er irgendwo nach einem neuen Gesprächsgegenstand. »Genau hier bin ich als junger Mann einmal von Straßenräubern überfallen worden.«

»Konnten sie schwimmen?«

Leonardo lachte. »So weit ist es nicht gekommen, obwohl ich einen von ihnen tatsächlich fast über das Gelände geworfen hätte. Die Nachtwache kam mir und ihnen zu Hilfe.«

»Junge Männer sind oft noch so ... so unfertig. Ich bevorzuge die reiferen.«

»Ich wäre lieber unfertig als reif.«

»Sind alle Künstler derart mit ihrem Alter beschäftigt?«

»Hm ... Ich glaube, wir sind uns mehr als andere des Verfalls bewusst. Bei unserer Arbeit befassen wir uns eben viel mit dem Äußeren.«

»Warum sich über etwas grämen, was ohnehin nicht zu ändern ist?«

Leonardo nickte. »Das sagt die Vernunft. Aber wir werden leider nicht nur von der Vernunft geleitet.«

»Leider, sagst du. Würdest du denn gern frei von Gefühlsregungen leben? Du, als Künstler?«

»Nein, natürlich nicht. Nur ... Ach, manchmal weiß ich überhaupt nichts mehr.« Leonardo klang plötzlich irritiert, als sei er Lisas Fragen leid.

Sie spürte das. »Ich habe dich zu lange aufgehalten«, folgte sie, richtete sich auf und ordnete ihren Schleier.

»Nein, nein, das ist es nicht. Was mich ungehalten macht, sind meine eigenen Unzulänglichkeiten. Und die empfinde

ich als immer gravierender, je älter ich werde. Obwohl man doch eigentlich das Gegenteil erwarten sollte.«

»Ich hoffe, mein Porträt ist fertig, bevor du gänzlich ungenießbar wirst.«

Er schmunzelte amüsiert, und sogleich hob sich auch seine Stimmung wieder. »Dein werter Gemahl sollte sich glücklich schätzen mit einer Frau wie dir«, sagte er.

»Ich freue mich, dass du es so siehst, Leonardo. Aber Francesco hat andere Vorstellungen.«

Leonardo musste eine für ihn ungewohnte Scheu überwinden, bevor er sich zu sagen traute: »Ich würde mich gerne häufiger mit dir unterhalten, Lisa. Unabhängig von ... von der Arbeit.« Er zog ein Gesicht, als sei er über seine eigenen Worte erschrocken.

»Langweilst du dich denn so sehr?«

»Ich langweile mich nie. Es ist nur so, dass ich noch immer auf dieses besondere Lächeln von dir warte.«

Jetzt lächelte sie, aber es war nicht das Lächeln, das er suchte. »In den kommenden Tagen kannst du mich so oft sehen, wie du möchtest, denn ich muss im Moment auf niemanden Rücksicht nehmen. Nun ja, geklatscht wird ohnehin immer. Schick mir einen Kurier, wann immer du mein Lächeln studieren möchtest.«

»Lisa ... Ich versuche nicht, dir den Hof zu machen.«

»Ich wusste schon, dass heute nicht mein Tag ist!«, sagte sie so ernst, dass er wahrhaftig kurz dachte, sie meine es wirklich.

Und dann umspielte für einen Moment wieder dieser mysteriöse Ausdruck ihre Lippen. »Auf Wiedersehen, Meister.« Sie drehte sich um und ging.

Leonardo schaute ihr nach und griff automatisch zu seinem Skizzenbuch.

Eine Woche später tauchte Lisa unerwartet in der Werkstatt auf. »Wolltest du dich nicht häufiger mit mir unterhalten?«, begrüßte sie Leonardo herausfordernd, als Lorenzo di Credi ihn geholt hatte.

»Tut mir leid, Lisa, ich war ganz und gar in die Arbeit vertieft.« Leonardo fuhr sich rasch durch das zerzauste Haar. »Von daher auch mein derangiertes Aussehen«, fügte er entschuldigend hinzu.

»Die Arbeit? An meinem Porträt, hoffe ich doch?«

»Dem Karton dazu, ja.«

»Du scheinst nicht erfreut, mich zu sehen, oder täusche ich mich?«

»Wenn er einmal bei der Arbeit ist, vergisst er gleich jede Form von Höflichkeit«, sagte di Credi, der bei ihnen stehen geblieben war.

Leonardo blitzte ihn verärgert an. »Hattest du nicht Dringendes zu erledigen?«

»Genau das meine ich«, sagte di Credi und entfernte sich.

»Darf ich sehen, was du gemacht hast?«, bat Lisa.

»Ach, es sind nichts als unzusammenhängende Ideen oder auch nur Ansätze dazu. Dinge, die man aus dem Augenwinkel gesehen zu haben meint, die aber verschwunden sind, wenn man genauer hinschaut.«

»Das verstehe ich nicht. Du solltest doch nur mein Porträt malen?«

»Nur dein Porträt«, höhnte Leonardo.

Lisa schloss kurz die Augen. »Entschuldige, Leonardo.

Ich wollte dich nicht ... Ich sagte ja schon, dass ich nicht viel davon verstehe.«

Seine Verärgerung legte sich, als er ihre Verwirrung sah. »Lorenzo hat recht. Wenn ich arbeite, schein ich meine Manieren zu vergessen. Aber in diesem Stadium ist es mir wirklich lieber, dass du noch nicht siehst, was ich mache. Das bringt Unglück.«

»Warum glaube ich dir das nicht?«

Er zuckte die Achseln. »Weil es gelogen ist. Das ist das Problem, wenn man höflich sein möchte. Gute Manieren bestehen größtenteils aus Lüge und Heuchelei.«

»Und was ist dann der wahre Grund?«

»Meine Vorarbeiten sind allein für meine Augen bestimmt.«

Lisa nickte seufzend. »Das werde ich wohl so hinnehmen müssen, wenn auch unter stummem Protest.« Sie schaute sich um. »Gibt es hier irgendwo ein Fleckchen, wo wir ...« Sie hielt inne, als Leonardo ungeduldig den Kopf schüttelte.

»Ich würde jetzt gerne weiterarbeiten, wenn es dir nichts ausmacht.«

»Es macht mir aber etwas aus.«

»Selbst dann.«

Lisa sah ihn einige Augenblicke lang unsicher an. »Entschuldige die Frage, Leonardo, aber sie brennt mir auf den Nägeln: Bist du etwa ... äh ... Tja, wie soll ich das jetzt formulieren?« Ihr war sichtbar unbehaglich zumute.

Leonardo zögerte kurz und erwiderte dann behutsam: »Kein Künstler, der es verdient, so genannt zu werden, ist blind für Schönheit, Lisa. Wie auch immer sie geartet ist.«

»Hm, das nennt man wohl eine unverbindliche Antwort, nicht wahr?«

»Es ist, wie es ist.«

»Anfang nächster Woche wird Francesco wieder zu Hause sein.«

»Ja ... und?«

»Das bedeutet für mich weniger Bewegungsfreiheit.«

»Das tut mir leid für dich.«

Lisa schüttelte langsam den Kopf. »Willst du denn nicht verstehen?«

»Darf ich fragen, wovon du sprichst?«

»Ach, zum Teufel!«, zischte Lisa kaum hörbar. Sie drehte sich mit einer unmutigen Bewegung auf dem Absatz um und ging grußlos hinaus.

Leonardo kehrte in gedrückter Stimmung an seinen Arbeitsplatz zurück. Vielleicht hätte ich mich geschmeichelt fühlen sollen, wurde ihm vage bewusst. Doch er hütete sich aus gutem Grund vor emotionalen Verwicklungen, zumal sie nicht ungefährlich sein konnten.

Er blieb geraume Zeit nachdenklich vor der Zeichnung auf seiner Staffelei stehen. Sie zeigte die minutiöse Studie eines Frauenmunds mit der Andeutung eines Lächelns. Eines Lächelns, das vielleicht nie zur Entfaltung kommen würde, aber gleichwohl eine geheimnisvolle Bedeutung in sich barg, als spottete der Mund über den, der seinen Ausdruck zu deuten suchte. Es war ein Ausdruck, in dem etwas vom ewigen und unergründlichen Rätsel Frau lag. Ein Ausdruck, der auch heißen konnte: Ja, ich weiß, du bist mein Kind, aber glaub nicht, das könnte mich daran hindern, dich herzugeben, wenn es mir passt ...

Leonardo nahm die Zeichnung von der Staffelei und warf sie, ohne hinzuschauen, auf die anderen Skizzen, die sich auf seinem Schreibtisch türmten.

Ihm war auf einmal die Lust vergangen, an Lisas Porträt weiterzuarbeiten. Fürs Erste jedenfalls.